

WOLFDIETRICH SCHNURRES „KASSIBER“
Eine systematische Interpretation

Abhandlung
Zur Erlangung der Doktorwürde
der Philosophischen Fakultät I
der
Universität Zürich

vorgelegt von
Rainer Lambrecht
aus Wettingen

1981
—

Angenommen auf Antrag von Herrn Prof. Dr. Wolfgang Binder

Bouvier Verlag Herbert Grundmann . Bonn 1980

Die vollständige Arbeit erschien als Band 278 der Reihe
Abhandlungen zur Kunst-, Musik- und Literaturwissen -
schaft im Bouvier Verlag Herbert Grundmann, Bonn 1980.



EINLEITUNG

Eine Einleitung kann den Ort des theoretischen Unternehmens, in das sie einleiten soll, nicht systematisch-geschichtlich bestimmen wollen, vielmehr nur pragmatisch: nur in Rücksicht auf die anderen Orte derer, denen es vorkommen mag. Sie wird also kurzerhand aufgreifen, und der Verschiedenheit des Aufgegriffenen gemäß wird der Modus ihrer Ausführungen unmittelbar verschieden sein: grundsätzlich – abstrakt-allgemein antizipierend – historisch. Hier ist es der Titel der Arbeit, der dem Aufgreifen Anhalt gibt. In eine „systematische Interpretation der „Kassiber“ Schnurres“¹ ist einzuleiten.

Die „Kassiber“ – Gedichte – sind erstmals 1956 veröffentlicht worden. Diese Ausgabe ist seit langem vergriffen. Da Interpretationen nur Interesse haben können für den, der ihre Grundlage kennt, das Interpretierte, hat sich der Verfasser dieser Arbeit an die 1964 erschienene Auswahl² gehalten, die zugänglichere Ausgabe (zur Zeit – Frühjahr 1977 – ist allerdings auch sie vergriffen, und auch nicht zum erstenmal, immerhin ist *ihre* Neuauflage wahrscheinlicher). Zudem sind in der Auswahl nur wenige Gedichte weggefallen – Unwesentliches, wie Schnurre dem Verfasser versichert hat –, und auch die Anzahl der Abweichungen ist gering – einzelne Titel und Verse hat Schnurre für die Zweitausgabe verändert. Die vorliegende Arbeit geht darauf nicht ein.

Es ist nun einiges zur Interpretation zu sagen. Ihr Verfahren läßt sich – ob zu Recht oder zu Unrecht, kann allein eine Prüfung ihrer Durchführung zeigen – von den „Kassibern“ *als von Kunstwerken* leiten. Zunächst also wird von ihrem Kunstverständnis gesprochen. Ein Kunstwerk ist ihr eine Gestalt, in der eine im Wahrnehmen (Sichbegrenzen) sichtbare ansichseiende Sphäre – etwa die der Töne oder der nach Farbe und Linie bestimmten Fläche oder aber auch der Sprache, z. B. der Sprache des

¹ Einige Zeichen, wie sie die Arbeit durchgehend verwendet, seien erläutert: „...“ bezeichnet das wörtliche Zitat; „...“ das nach Maßgabe des syntaktischen Zusammenhangs, in dem es auftreten mag, veränderte Zitat; „...“ hebt eine Formulierung hervor, deren Sachlichkeit (noch) in Frage steht, oder aber ein Wort (bzw. eine Wortverbindung), dessen Gebrauch zusammengesesehen werden soll entweder mit seinen wahren oder mit seinen sonstigen (etwa auch in Zusammensetzungen oder Ableitungen) Verwendungsmöglichkeiten. Die sich dabei auftuende Abweichung (oder gerade überraschende Identität) wird vom sachlichen Zusammenhang des Satzes beansprucht.

² Zu dieser Auswahl sind „Neue Gedichte“ hinzugekommen (die hier unberücksichtigt bleiben), ferner zwei reflektierende Texte Schnurres, „Formel und Dechiffrierung“ (die Interpretation eines der „Neuen Gedichte“) und „Anmerkungen zum Gedicht“.

Erzählens³ – aus ihrer zeitlich-räumlichen Vielheit zu einer sich nur in sich unterscheidenden Ordnung vereinzelt ist, einer Ordnung, welche im Ansichseienden eine Totalität seiner geschichtlichen Bestimmtheiten – Bedeutungen oder auch an ihm gesetzte Formen – er-innert, d. h. konzentriert und aus ihm organisiert. So existiert diese Gestalt wohl nur in Bestimmtheiten, welche in den Grenzen der besonderen zeitlich-räumlichen Sphäre möglich sind – indem aber die Bestimmtheiten sich in einer Ordnung aufgehoben zeigen, die allein mit dieser Gestalt gesetzt ist, ist sie nicht das zufällige Ding der Wahrnehmung, das seine Einheit ebenso auch außer sich, in äußerlicher Beziehung, hat, vielmehr ein Insichbeschlossensein und als solches Verweis auf das Absolute. Wenn nun zwar der gestaltende Künstler ganz und gar nicht genötigt ist, sich die Unterschiede, die er im Ansichseienden setzt, die Formung des zeitlich-räumlich Bestehenden, aus jener Totalität der geschichtlichen Bestimmtheiten zu begründen, sondern die Unterschiede der Gestalt setzen kann, ohne ihren Begriff zu haben, vielmehr nur aus einem sie vor-stellenden Wissen einerseits, anderseits einfach (sonderungslos) versehen mit dem Ganzen seiner Erfahrung (welcher gerade so von der bestimmten Formbarkeit der Sphäre Gelegenheit gegeben wird, sich adäquat und zu einem Maximum zur Gestalt hervorrufen zu lassen⁴), so ist dagegen von der vollendeten Gestalt die Aufgabe gesetzt, ihre einmalige Ordnung zu durchdenken, ihre geschichtliche Vielfalt sondernd durchzugehen, denn nur so kann sie gewürdigt und bewährt werden, nur so wird sie als Ordnung bewahrt. Die Tendenz dieses Sonderns muß sein, sich, so weit es kann, alle Bestimmtheiten der Einheit sichtbar zu machen. Dabei wird es zu Bestimmungen *geführt*, welche mindestens ihrer Konstellation nach erstmalig erfolgen und in welchem sich eine Einheit ausprägt, in der das Ich ein neues geschichtliches Selbstbewußtsein gewinnt; in der die Vor-Urteile, die das Bestimmen möglich machen, eine neue Stellung einnehmen, sich verdeutlicht und korrigiert haben. (Die in der Gestalt erfahrene Wahrheit mag dabei überwiegend als im Unterschied gewußt werden: als eine andere Möglichkeit

³ Insofern die Sprache prinzipiell – nicht erst geschichtlich: das geschichtliche Setzen setzt vielmehr dies Prinzip voraus – nicht nur in Wahrnehmungsbestimmtheiten sichtbar wird, sondern eben damit zugleich schon Unterschiedenes sichtbar werden läßt, gestaltet das Sprachkunstwerk nicht bloß Klänge oder optische Formen, nicht eine an sich bloße, erst – ihr selbst zufällig, wenn auch nicht absolut zufällig – geschichtlich gewordene Natur, sondern eine a priori geschichtliche Sphäre, welche sich eben deshalb auf verschiedenen Ebenen als zeitlich-räumliche Vielheit darbietet. So kann etwa die Sprache des Erzählens differenziert werden nach Erzählen – Erzählender – Erzähltes.

⁴ In einer Zeit, da das herrschende gesellschaftliche Handeln sein Ideal in der Durchsichtigkeit alles Bestehenden hat, hat es die Kunst schwer, das ihr gemäßige sich auf die möglichen Bestimmtheiten der besonderen Sphäre beschränkende Sondern: das Gestalten aufrechtzuerhalten. Das Ich, aber auch die Sphäre mögen (sich) allzu durchsichtig sein, allzu geschichtlich durchformt.

des Grundes, als dessen eine sich der Interpretierende weiß; oder aber als vornehmlich in der Einheit: als konstitutiv für die eigene besondere, geschichtlich-gesellschaftlich bestimmte, Existenz des Ich.) Insofern dies Bestimmen sich erst vollzieht, erfährt es die Bestimmtheiten der Gestalt zunächst unumgänglich äußerlich, heißt das: in abstrakten Allgemeinheiten, welche das Komplexe noch nicht entfalten, sondern auf ein einfaches Wesen reduzieren, vor dem seine Mannigfaltigkeit als unwesentlich verschwindet, als nur historisch. In der Tat ist so die Gestalt noch als Beispiel, Exemplar bestimmt: das abstrakt Allgemeine ist Wesen auch anderer Gestalten. Die Interpretation hat ihre anfängliche Abstraktheit in fortschreitender Abstraktion aufzuheben, hat das Mannigfaltige als das Mannigfaltige des Wesens zu setzen, das Wesen zu konkretisieren⁵ und sich so der einmaligen Einzelheit der Gestalt möglichst anzunähern. Aber sie wird nie behaupten dürfen, in ihren Bestimmungen die Gestalt erschöpft zu haben, da es prinzipiell ausgeschlossen ist, daß sie ihr gleich werden kann: die Gestalt, auch die Sprachgestalt, ist kein Beziehen von Gesonderten⁶, sondern unmittelbar unterschieden bestehende Einheit. So kann ihr die sondernd-beziehende Interpretation nur entsprechen. Sie sucht die adäquateste Konstellation von Bestimmungen zu erstellen, eine Konstruktion (nicht ‚Rekonstruktion‘, wenn ‚Re-‘ bedeutet ‚zum zweitenmal‘, ‚wiederum‘; ‚Rekonstruktion‘ nur, wenn es besagt ‚angesichts‘, ‚in Rücksicht auf‘), welche die gesetzte Wahrheit sei. Dabei kann es ihr geschehen, daß ihr Gesondertes als Verschiedenes bleibt, sich nicht in die Einheit der (besonderen) Wahrheit aufheben läßt. Sie wird dann auf-

⁵ An jedes Interesse, etwas theoretisch zu bestimmen, ergeht die Forderung, es konkret zu bestimmen: zu begreifen – die Einheit des Vielen darzutun, die Viel-falt als solche zu entfalten. Dabei käme allerdings das Begreifen stets am Ende zu einer Wahrheit des Begreifenden. Aber nicht immer wird es von seiner Sache *bis hin* zu der Wahrheit geführt. Wo die Sache, statt eine eigene, in-sich-beschlossene, das impliziert: eine Totalität konzentrierende und organisierende Ordnung zu sein (als welche auch das philosophische Werk ist), sich als zufällig, selend-für Anderes, darbietet, wird das Begreifen, das sich vollenden will, über sie hinaus in einen größeren Zusammenhang *verwiesen*, über dessen Zufälligkeit auch noch zu entscheiden ist. Die Analyse eines Schlagers mag mir Einsicht in meine gesellschaftliche Existenz bringen, aber dabei erweist sich der Schläger zugleich auch als verschwindend – nicht so die Kunstgestalt.

Im übrigen bringt es jene Forderung mit sich, daß sich das Viele bald einmal als ein Zu-Viel zeigen muß. Der Widerspruch eines fragmentarisch-konkreten Begreifens ist unvermeidlich. Aber wenigstens im einzelnen Erkennen des Kunstwerks, des singulären Insichbeschlossenseins, hebt er sich auf. Vorübergehend ist die sonst unvermeidliche Willkür, ohne zureichenden Grund gerade *dieses* erkennen zu wollen, die Willkür um einer problematischen Nicht-Willkür willen, legitimiert: das Kunstwerk ist nicht die Sache, die vom Begreifen fordert, sich zugleich zu beschränken und nicht zu beschränken. (Daß wiederum viele Werke sind und nicht alle erkannt werden können, besagt nicht den fragmentarischen, sondern nur den mehr-weniger reichen Begriff.)

⁶ Und dies, obwohl sie aus einem Unterscheiden, dem Gestalten hervorgegangen ist. Aber das Gestalten ist eben ein Sondern, das einer ungesonderten Totalität von Wissen Gelegenheit gibt, als eine in Zeit und Raum bestimmte Existenz hervorzutreten.

grund und um der vom noch Gestalteten her antizipierbaren und antizipierten Wahrheit willen Kritik sein müssen an den Mängeln der Gestalt (am Tendenziösen oder Trivialen oder Dürftigen oder an was immer).

Die Interpretation also, welche die Gestalt unter abstrakte Allgemeinheiten subsumiert – ob sich nun in ihnen der Interpret mit dem Werk identifiziert oder es, als eine formelle Besonderheit, sich auf Distanz hält –, wird ihr nicht gerecht; ist vielmehr ein Stehenbleiben bei ihren eigenen Abstraktionen, die sie in ihrer Endlichkeit nicht durchschaut. Die Kehrseite (das Komplement) solch dürftigen Interpretierens ist das Erzählen der vom abstrakten Begriff begrifflos zurückgelassenen Einzelheiten der Gestalt, ist nur ein (an-dächtiges) Beschreiben, gegebenenfalls Paraphrasieren, Wiederholen, wenn sie nicht überhaupt nur der Genuß ist: das Sichbefangenlassen im unmittelbaren Spiel der Bedeutungsvielfalt – der Genuß, der nur Anfang und Ende oder sonst ein Augenblick im Prozeß des Durchdenkens sein sollte. – Die Abstraktheit der nur subsumierenden Erkenntnis, welche die Gestalt nur als das bestimmt, das seinesgleichen haben kann, und auch in der Tat über sie hinaus zu anderen Gestalten, überhaupt in die Geschichte geht, wird ferner aus dieser äußerlich ergänzt; aus der Geschichte werden Bestimmungen an die Gestalt herangetragen. Allerdings ist ‚die Geschichte‘. Und ihr gehört das Kunstwerk an. Im Gestalten des geschichtlich-gesellschaftlich existierenden Künstlers ist es entstanden; von einer geschichtlichen Gesellschaft wird es, das auch vergängliche Ding, je nachdem instandgehalten oder -gesetzt, der Bewährung bewahrt, oder aber sich selbst überlassen, auch unmittelbar vernichtet, so der Bewährung entzogen. So sehr die Gestalt demnach in ihrem bloßen Bestehen von der Gesellschaft abhängig ist, so sehr auch ihre Entstehung eine geschichtliche Gesellschaft voraussetzt – diese *an* der Gestalt seiende Geschichte ist ihrer Wahrheit nur *sekundär*; entsprechend sekundär ist das (literarhistorische, soziologische, psychologische) Wissen dieser Geschichte. Mag etwa ein Wissen von der Zeit, der das Werk entstammt, nützlich sein, indem es gewisse Möglichkeiten, die Gestalt mißzuverstehen, ausschließt. Sprachkunstwerke wenigstens sind überhaupt nur zugänglich dem, der die Sprache der geschichtlichen Gesellschaft versteht, in der sie entstanden sind, *also* über ein allgemeines Wissen der bestimmten Zeit verfügt. Dennoch: das Wissen der *an* der Gestalt seienden Geschichte kann nicht mehr sein als vorläufig, als eine überholbare Bedingung der Interpretation, welche die *geschichtliche* Wahrheit, die die Gestalt *selbst* ist, zu bestimmen sucht. Mit dem Anspruch bewährt zu werden wendet sich die Gestalt an das Bestimmungsvermögen der Ich, nicht an sie als bereits maßgeblich informiert. In diesem Anspruch erst ist es das Kunstwerk selbst, das eine *an* ihm seiende Geschichte verlangt, etwas, was ihm nun nicht mehr bloß äußerlich, obzwar unumgänglich, ist, nicht mehr ein bloßes, aber unvermeidliches, ‚An-ihm‘, sondern ein *Primäres*: die Ich,

die als Denkvermögen (und nicht als speziell informiert) angesprochen sind, seine Wahrheit herauszustellen und so erst zu ihrer Gewißheit zu kommen.

Insofern das Kunstwerk nach Entstehung, Bestehen und Bewährung, sekundär und primär, die Geschichte voraussetzt als den Ort, an dem es eine nur besondere (relative) Selbständigkeit hat, eine somit nur *gleich* gültige Selbständigkeit, ist allerdings auch ein primäres Interesse, über das einzelne Werk hinaus in ‚die‘ Geschichte zu gehen, gerechtfertigt. Nunmehr ist das Interesse an der besonderen am Werk seienden Geschichte *unmittelbar* legitim – nur darf es nicht meinen, es werde der Gestalt gerecht, indem es sie als Symptom, im Ganzen ihres Seins-für-Andere(s) nehme; meinen, es könne ihr ohne jenes sondernde Durchgehen entsprechen. Es fiele zurück ins Herantragen.

Geschichte als ein Ort der besonderen Selbständigen – das besagt nun auch die Besonderheit der Interpretierenden, die Besonderheit ihrer Vorurteile und Positionen. Vom Selben, der bestimmten Gestalt, wird ein jeder zu desto weniger nur formell anderen Bestimmungen geführt, je weniger unmittelbar, je fundierter und beziehender die Gestaltbestimmtheiten sind. Je komplexer die zu begreifende Einheit ist, je mehr sie mit der Gestalt identisch wird, desto mehr zeigt sich die Einseitigkeit, wenn nicht geradezu Fehlerhaftigkeit jener Besonderheit. Es geht aber deswegen, des bloß Subjektiven wegen, nicht an, die Interpretation so zu disziplinieren, daß sie eingeschränkt ist auf Sonderung des Unmittelbaren. Es wäre dies die Verordnung jenes Stehenbleibens bei eigenen Abstraktionen bzw. des Erzählens; zugunsten eines noch Gewöhnlichen würde auf Wahrheit verzichtet. Die Disziplinierung sollte vielmehr darin bestehen, daß sich die Interpretation ihrer Bestimmungen im einzelnen (idealiter einzeln) versichert, daß sie ihre *Sache* auch *in der Tat* begreifen. Die Gestalt in ihren Bestimmtheiten zum einen und die Denkbarekeit der Bestimmungen zum andern sind die Maßstäbe jeder Interpretation. Eine Interpretation muß also nicht nur ihre Bestimmungen als treffend, sachlich, ausweisen bzw. ausweisen können (im Ausgang vom Unmittelbarsten der Gestalt, so weit wie das Ich vermocht hat, es sich sichtbar werden zu lassen und gesamt in der Sichtbarkeit zu halten); sie muß ebenso fähig sein, ihre Bestimmungen als überhaupt möglich zu rechtfertigen (im Rückgang auf Prinzipielles) und dies gegebenenfalls sogar innerhalb der Darstellung tun. Gestalt und Denkbarekeit sind zugleich die Mittelpunkte, in denen sich prinzipiell alle Interpretationen vermitteln können. Die einzelne Besonderheit kann im einen und im andern Punkt ihre Grenzen erweitern, ihre Fehler korrigieren. Freilich hat der Interpretierende, insofern ihm *alles* nicht in der durchgehenden Sonderung der Gestalt erwachsenes Wissen als vorläufig, als Vor-Urteil zu gelten hat, auch die anderwärts entwickelten Bestimmungen der Gestalt oder eines Prinzips als ein als wahr bzw. überhaupt bezüglich erst wieder zu gewinnendes Wissen zu nehmen. – Jenseits

dieses faktisch-einzelnen Bestätigens aber ist es die vom Einzelich prinzipiell nicht absehbare Totalität der wahren einander an sich, unmittelbar und mittelbar (durch Ergänzung), bestätigenden Interpretationen, welche das Kunstwerk höchstmöglich bewährt, soweit es in der Geschichte bewährt werden kann.

Es bleibt noch, abstrakt zu antizipieren, aus welchen Gründen und auf welche Weise die Interpretation *systematisch* verfährt, d. h. die Vielheit der „Kassiber“ in Einheit zu begreifen sucht. Die „Kassiber“ sind Reden eines Ich, das sich, wie verschieden sonst immer, nie ohne die Gewißheit von Schranke bekundet^{7,8}; Schranke – zu der es sich nur mehr-minder verhalten kann; der es andere Gewißheiten entgegensetzt; auf die es auch im Jetzt des völligen Unbeschränktheits (theoretisch) Bezug nimmt. Die Arbeit unternimmt nun, die Formen der Schranke und ihres Bestehens bzw. die Formen der Gewißheit der Schranke als *unterschiedene* (besondere) zu konstruieren durch *Einzelinterpretationen hindurch*. Denn wenn auch die meisten Reden ihr Einzeljetzt als aufgehobenes oder verschwindendes Moment setzen, gar als zufällig, wenn sie es also in den zeitlichen Prozeß setzen (auch den der

⁷ Die Sprache des Sichbekundens ist die Sphäre des im weiten Sinn lyrischen Kunstwerks. (Was unter Lyrik im engen Sinn verstanden wird, ist Kap. II zu entnehmen; prägnant ist es in III3 bestimmt. Lyrik im engen Sinn ist ein Grenzfall der Lyrik im weiten Sinn.) Das Ich „bekundet sich“, d. h. es zeigt sich *bestimmtwerdend* von den Sichtbarkeiten seines (noch nicht sondernden) Sichbestimmens. Es ist zu beachten, daß dieses Sichbestimmen nur formell auf das Seine beschränkt ist; ihrer sachlichen Bestimmtheit nach sind die Sichtbarkeiten Sichtbarkeiten *des* Ganzen (soweit eben das Ganze im Sichbestimmen des Einzelgeists sichtbar werden kann). Die Rede des Ich der „Kassiber“ ist in diesem Sinn Sichbekunden. – In den meisten ihrer Gestalten läßt das Bestimmtwerden freilich mehr als ein unmittelbares Unterscheiden der bestimmenden Sichtbarkeiten zu; das Selbstbestimmen hat dann Raum genug, ein freieres Denken oder ein Erzählen oder etwa auch ein Entscheiden zu sein. Aber auch dann noch kann sich das Bestimmwerden hervortun: unmittelbarer im Eindruck, mittelbarer in der Sprache des Bildens. (Davon wird noch hinreichend zu reden sein.)

Im übrigen kann hier noch kurzerhand die Sprache des Sichbekundens als Sphäre der lyrischen Gestalt abgehoben werden von den Sprachen des Erzählens und Entscheidens als den Sphären des Epos' und Dramas; einerseits von der Sprache des Vergegenwärtigens des Vollendeten, somit Vergangenen; andererseits von der Sprache des praktischen Selbstbestimmens, der minder-mehr beschränkten praktischen Freiheit.

⁸ Vielleicht ist es doch nützlich zu bemerken, was zwar aus dem Bisherigen folgt, daß das sichbekundende Ich, wenn es als Kunstgestalt auftritt, eben nicht das Ich des Dichters ist. Der Dichter bekundet sich nicht, sondern gestaltet das, was sich bekundet, gestaltet ein Selbstbestimmen, an dem also das Gestaltetsein nicht scheinen darf, so daß jene Verwechslung möglich wird. – Wo nun das gestaltete Ich als gebildet erscheint (vgl. etwa in I2 „Außenwelt“, in I2 „Lied, auf Ahasver zu singen“, in I13 „Dezember“), da gehört das Gebildetsein bzw. das Ich, das gebildet hat, selbst zur Gestalt und ist in *ihrem* Zusammenhang zu interpretieren. Daß aber alles (und somit auch dies besondere) Gestalten vom Dichter herkommt, ist trivial und, weil die *insichbeschlossene* Gestalt sein Resultat ist, für die Interpretation nichtssagend. Das gestaltete Ich mag freilich eine sehr unmittelbar das Ich des Dichters befassende *Wahrheit* sein, ohne weiteres aber darf das keine Literaturpsychologie annehmen, und die Interpretation hat auch damit nichts zu schaffen. (Entsprechend ist das Erzählen bzw. das erzählende Ich eines epischen Werks Gestalt und nicht das unmittelbar redende Ich des Dichters.)

Anschauung des Gleichzeitigen), so sind sie doch in sich beschlossene Gestalten, nicht aber erst vereint Gestalt. In ihrer sachlichen und existentiellen Relativität ist die einzelne Rede zugleich in sich; ihre Relativität hat sie in ihr Setzen minder-mehr einbezogen. Das Eine besteht nur als die vielen Selbständigen, erscheint nicht – es erschiene, wenn die einzelnen Reden selbst einander voraussetzten, aufeinander verwiesen –, geschweige daß es sich selbst vollzieht. Weil die selbständigen Reden sich nur an sich aufeinander beziehen, jede für sich auf das *Nichts* der anderen, ist es der Konstruktion des Ganzen *zugleich* unmöglich, sich *durchgehend* je nur von der einzelnen Gestalt führen zu lassen. Will sie den (ansichseienden!) Zusammenhang erstellen, so kann sie jenes Nichts nicht *überspringen*, sondern muß sie es *überspringen*, es auf diese Weise aber nicht nur nichtig setzen, sondern auch aufheben. So *überspringend* erscheint sie zum einen an der Einzelinterpretation, ihr (wie explizit immer) den Ort im Ganzen der Darstellung bestimmend; erscheint sie ferner als Interpretation, die sich von mehreren als von verwandten Reden zugleich leiten läßt (vgl. III2 und I4); erscheint sie endlich auch in ihrem Moment der Selbständigkeit, indem sie in freien Konstrukten (vgl. I2 Anf. und II Einl.) gewisse einbegreifende Bestimmungen prinzipiell zu umreißen, in ihrer Denkbareit kurz darzulegen sucht⁹ – während die Sachlichkeit dieser Bestimmungen sich allein in den Einzelinterpretationen erweisen kann, als deren Gemeinsames sie erscheinen (auch dies noch eine Erscheinung der Konstruktion des Zusammenhangs). Um des Zusammenhangs willen ist es nicht nur, daß die Einzelinterpretationen (deren Darstellung im übrigen den Begriff der Einzelgestalt *entwickelt*, von ihm herkommt und nicht zu ihm hinführt) Zusätze erhalten, sondern auch, teilweise, gar nicht erst in möglichster Konkretion zur Darstellung kommen: was als nur vereinzelt, unbeziehbar erscheint oder als Überschneidung, bleibt unberücksichtigt. Aus dieser Hinsicht wird auch, da nicht alle Reden diskutiert werden können oder auch nur sollen, bestimmt, was außerhalb bleiben soll.

⁹ Nicht nur was *diese* Bestimmungen und ihre Möglichkeit angeht, hat der Verfasser massive Denkanstöße und -hilfen insbesondere Fichte, Wolfgang Cramer und Hegel zu danken. (Nähere Angaben finden sich im Literaturverzeichnis.) – Wo es gilt ein (sichbekundendes) Ich in seinen Sichbestimmungen zu begreifen, da bedarf es eines Grundbegriffes vom Ich (welcher prinzipiell einer Kunstgestalt nicht entnommen werden kann). Im Punkt der möglichen gleichzeitigen Vielfalt der Sichbestimmungen sind dem Verfasser die Unterscheidungen Cramers „Grundlegung einer Theorie des Geistes“ besonders wichtig geworden, wenn er sie auch nicht einfach übernommen hat. Im Punkt der Konstruktion eines konkreten Zusammenhangs der Sichbestimmungen im Nacheinander, der Konstruktion der konkreten Geschichte des Ich – ihr Prinzip ist das Sichbestimmen als Sichbestimmthaben – ist die „Phänomenologie des Geistes“ Vorbild geworden. Auch ihre einzelnen Gestalten sind nicht bedeutungslos geblieben.

Es kann hier noch angefügt werden, daß, was dem Verfasser an anderwärts gemachten Interpretationen der „Kassiber“ vorgelegen hat, sich als zu wenig konkret begreifend gezeigt hat, als daß es eigens in seine Arbeit eingehen und ihren Gang hätte mitbestimmen können.

anonymen Verkehrsmitteln) sich anschaut und deren Einzelne so auch in gleicher, nun ganz und gar ‚selbstloser‘ Weise das Wirken der „Staubwolke“ erfahren.

Ein *Exkurs* soll die Anonymität, wie sie in einer Gesellschaft auftritt, in der nur das willentlich Gesetzte und Setzbare, nur der erreichte und erreichbare Zweck als Wesen gilt, vorstellig machen. Im bereits behandelten Gedicht „Rapport“¹⁰ sind es die „Sie“, denen das Selbstbestimmen das *als* Absolute auszuführende Absolute ist. Daß „Sie“ als eine Gemeinschaft bestehen, in der die ursprüngliche Einzelheit der Einzelnen verschwunden ist, als ein anonymer Verband, ist der Verwirklichung ihres Zwecks wesentlich: denn zum einen vermag es der Einzelne nicht, die außer *seinem* Selbstbestimmen bestehende Selbständigkeit verfügbar zu setzen – es käme so höchstens zum Gegeneinander und Widerspruch der Selbstbestimmenden, zur Herrschaft und Beherrschtheit zugleich des Selbstbestimmens; zum andern haben „Sie“ erst in der anonymen, heißt hier: verfügbar gesetzten eigenen Natur¹¹ (Z.1,2) das Potential, alle andere noch frei bestehende Selbständigkeit aufzuheben. Mit dieser Kraft trachten „Sie“ vor allem danach, die freie Besonderung der anderen Gemeinschaften, Gesellschaften, ihr relativ (wie immer vernünftigt) frei gelassenes Sichbestimmen aufzuheben: teils es als nutzlos ganz und gar zu vernichten, teils es als nützlich einfach unterzuordnen oder zu reproduzieren. Am Ende soll das Eine Selbstbestimmen seine Absolutheit bewähren in einer Weltformel, welche für das Vermögen steht, alle ursprünglich qualitativen Verschiedenheiten als Eine nur äußerlich differierende Identität, als nicht nur in Rücksicht auf ihre allgemeinen Prinzipien wesentlich gleiche, zu setzen.

In „Kassiber“ (I,S.7) denkt das Ich nicht vor bis zur Anonymität des durchgängigen willentlichen Gesetzseins, sondern macht bestimmte (willentlich oder unwillentlich) anonyme Setzungen gesellschaftlicher Mächte vorstellig. Auf der einen Seite verbergen politische und militärische Macht

¹⁰ Vgl. 12. Seinerzeit hatte freilich das sichbeschränktsehende Ich im Mittelpunkt zu stehen.

¹¹ Vgl. Anm. 8. Das dort Gesagte gilt auch hier. – Unter dieser Voraussetzung: Verfügbarkeit beschließt zwar die Heraussetzung bzw. Herausgesetztheit der besonderen Möglichkeiten einer jeden ‚natürlichen‘ Substanz in sich und insofern Vereinzelung. Aber diese Vereinzelung ist nur Moment im Prozeß des sich verwirklichenden Allgemeinen; ihre Wahrheit ist ein Gesetztes, Setzbares des Gesetzes zu sein. In ihr ist das vom Allgemeinen, vom Gesetz unsatzbare monadische Prinzip nicht anerkannt, nicht seine unbewirkbare Selbständigkeit. Nur wo Vereinzelung diese Selbständigkeit anerkennt, ist sie wahre Vereinzelung, wahre Nichtanonymität. Eine aus dem gesellschaftlichen Selbstbestimmen gesetzte Vereinzelung ist noch anonym. Seine absolute Einheit besagt, daß die Gleichheit der Einzelnen wesentlicher ist als ihre Verschiedenheit; beide Momente sind wesentlich, aber die Gleichheit ist das herrschende, aufhebende, die Verschiedenheit nur das beherrschte, aufgehobene Moment. (Nicht von der prinzipiellen Gleichheit der Einzelnen ist die Rede!)

ihre Verantwortlichkeit hinter einer bewußt gesetzten ästhetischen Unmittelbarkeit (Z.9,11): einem gleichförmigen Schein, welcher nicht ein Gesetzsein vernünftiger Ich, sondern ein bloß insichbeschlossenes Sein eigenen aber selbstlosen Wesens, eigenen Gesetzes scheinen soll. So sucht sich die „Macht“ der Verpflichtung zu entziehen, ihr geschichtliches Bestehen als eine Gewalt gegen andere Willen als not-wendig zu rechtfertigen; so sucht sie ihr anonymes Fortbestehen zu sichern. – Auf der andern Seite sind es die Setzungen naturwissenschaftlicher Analyse und Synthese¹² (Z.10), welche dem einzelnen, nicht dem gesellschaftlichen, Ich als eine fremde Übermacht, von der es mögliche Vernichtung zu gewärtigen hat, erscheinen müssen. Gleichgültig, ob es das Gesetzte selbst, die Naturkräfte als *freigesetzt* fürchtet oder die Macht naturwissenschaftlichen Setzens: ihm ‚graust‘ vor einer bestehenden Allgemeinheit, deren unüberwindliche Gewalt und Fremdheit daher rührt, daß ihre Einzelnen über ihre Funktionen hinaus nur unwesentlich für-sich-seiend sind – die gesellschaftlichen Ich ebenso wie die natürlichen Substanzen¹³.

Im Gegensatz zu den „Sie“, denen das Eine Selbstbestimmen, das willentliche Setzen das Absolute ist und der Grund ihrer Anonymität, sind die „Reisebusgäste“ des Gedichts „Außenwelt“ diejenigen, die sich undezidiert ganz und gar vom Sichbestimmen beherrschen lassen: anonym in ihrer Selbstlosigkeit. Es sind die vom weltgeschichtlich bestimmenden gesell-

¹² In „Kassiber“ erscheinen politisch-militärische Macht und Naturwissenschaft nur nebeneinander, während sie in „Rapport“ in den „Sie“ in ungetrennter Existenz bestehen: gerade die Möglichkeiten der modernen, mathematisch orientierten Naturwissenschaft erlauben, die Verwirklichung des an sich absoluten Selbstbestimmens in Angriff zu nehmen. (Vgl. auch „Rapport“ Z.4)

¹³ Die Nichtigkeit dieser anonymen gesellschaftlichen Mächte und ihrer Setzungen ist dem „Kassiber“-Ich in verschiedenen Wahrnehmungen der freien Physis (vgl. „Angriff“) als ein eindrücklich mit ihr zusammenhängendes „Es“ aufgegangen, das nun, in der Vergegenwärtigung der Wahrnehmungen, von ihr als von seiner bloßen Erscheinungswelt gesondert wird: als ein Für-sich-seiendes überhaupt, ein somit bloß Gesetztes. „Es“ ist das als Ding der Wahrnehmung bloß gesetzte Für-sich-sein des Ich als ein einzelntes Denken: das Für-sich-sein in der Nichtigsprechung jener Mächte. Grundlage dieser Nichtigsprechung ist die freie außergesellschaftliche Selbständigkeit der Physis, insofern die in ihr, mittelbar oder unmittelbar (Z. 1–5), sichtbare Endlichkeit alles Gesellschaftlichen die Setzungen, welche sie verleugnen, indem sie nur die Herrschaft des (bestimmt geschichtlichen) gesellschaftlichen Selbstbestimmens (befestigen) wollen, als nichtig zeigt: die Mächte als bestimmt zu verschwinden (Z. 8). Im einfach ‚verderbenden‘ „Es“ und schließlich im einfach anschaulichen Bild ihres Untergangenseins (Z. 12/13) ist das reine Verschwinden nach Bewegung und Resultat bezeichnet: ihm unterliegt nur, wessen Für-sich-sein ganz und gar gleichgültig ist – das bloß Anonyme.

(Vgl. „Kassiber“ und „Umflug“: die Künstlichkeit der Gerechtigkeit üben den „Es“ und „Vogel Untergang“; ferner das dezidierte Nichtigsprechen: die Vergangen-Setzung der existierenden Gesellschaft („war“) und positive Formulierung ihres Untergangenseins („erblühen“) in „Kassiber“, die Heimlichkeit des „Vogels Untergang“ für das Ich, seine Unheimlichkeit für die Gesellschaft in „Umflug“.)

schaftlichen Selbstbestimmen für beschränkte Zeit in ihre zufällige und fürs Ganze ohnmächtige Einzelheit Freigelassenen. Ihr Sichbestimmen macht sich daher in Bestimmungen geltend, die seine nur zufällige Freiheit, sein sonstiges Beherrschtsein, Nichtanerkanntsein zeigen ebenso wie sein Nichtbestimmtsein von sich vereinzelndem Selbstbestimmen: es bestimmt als unvernünftig bestimmtes und bestimmt habendes. Es zeigt sich als eine im Rahmen des Konventionellen bleibende Gier. So haben sich die Freigelassenen auch für die Zeit ihrer Freiheit wieder in die gesellschaftlichen Organisationen eingeordnet, sind Reisebusgäste geworden, die sich dann auch in der Tat als wesentlich „Reisebusgäste“ erweisen, indem sie, nicht zufällig, unfähig sind, den immer noch verbliebenen Raum als die Gelegenheit vernünftigen Handelns zu erkennen. Auf der Grundlage der anonymen gesellschaftlichen Organisation suchen sie zwar eben dieser Anonymität auszuweichen, bestätigen sie aber vollends, indem sie ihr durch das Gleiche unbefriedigtes Ich nur am abstrakt Ungleichen zu befriedigen trachten (können). Ihre gedankenlose, innerhalb der allgemeinen Vor-Urteile bleibende Neugier vermag in denen, die auf der reinen Selbstbestimmung ihres Einzelwillens bestehen und so ‚Gefangene‘ der gesellschaftlichen Ordnung und dem Tun der freien „Reisebusgäste“ in bestimmtem Maße ausgeliefert sind, nicht die Andern zu sehen¹⁴. Weil sie den Gedanken der vernünftigen Selbstbestimmung nicht denken, sind sie unfähig, einen Andern als Prinzip der Vereinzelung anzuerkennen, mehr in ihm zu erkennen, als ein vom gesellschaftlichen Selbstbestimmen bestimmt Gesetztes – unfähig zugleich, selbst zu Gefangenen zu werden, anders als in ‚Freiheit‘, ob der des bloß gesellschaftlichen Selbstbestimmens oder der ihrer freigelassenen selbst-losen Einzelheit, zu leben. Wie sie die sehen, an denen die gesellschaftliche Ordnung als unüberwindliche Schranke ihres Handelns erscheint, so nehmen sie sie analog als seiend-für-Andere(s): als ein bloß Fremdes, Neues, das ihrer Neugier Befriedigung geben kann. Auf diese Weise handeln sie unmenschlicher an ihnen als die bestellten Organe, die Funktionäre der Gesellschaft, die „Wärter(. . .)“, welche die ihnen aufgetragene Wahrung der Ordnung nur pragmatisch betreiben.

Die unterbrochene Interpretation von „Kassiber“(III) *fortzusetzen*: anonym sind nicht nur „Staubwolke“ und Zivilisation, nicht nur das Wovon der „Kassiber“-Rede – sie selbst ist es, insofern ‚Information‘ ihr Moment ist. Denn die Information ist die resultierende Erkenntnis eines Denkens, das

¹⁴ Sogar diese ‚Gefangenen‘ einer Ordnung, die ihnen ein handelndes Selbstbestimmen weitgehend unmöglich macht, sind *insoweit* anonym: kommen über die Gleichheit der „wir“, derer, die einerseits Vereinzelung nur erst anstreben können und sich ‚empören‘, anderseits damit als eine Notgemeinschaft existieren, nicht hinaus.

III. DAS UNBESCHRÄNKTE ICH

Die in diesem Kapitel zu behandelnden Gedichte sind Reden des unbeschränkten Ich. Im Jetzt der Rede hat weder Sichbeschränken bzw. Sichbeschränktsehen statt noch Selbstbeschränkung: im besonderen nicht die, in welcher das Ich etwas, das Bestimmungsgrund seines Handelns sein *könnte*, nicht bestimmend werden läßt, sei es gezwungenermaßen, sei es willkürlich, sei es endlich in der *Moralität* vernünftiger Selbstbestimmung¹. Aber deswegen ist weder, was dem Ich eine Beschränkung abgab, endgültig vergangen noch das Unvernünftige generell: daß beides nur auf Zeit dispensiert ist, zeigt sich daran, daß die Reden des unbeschränkten Ich nicht an sich und auch nicht für sich das gültige Ende von Beschränkung und Unvernunft voraussetzen oder selbst setzen – vielmehr beide stets in ihrer wesentlichen Unaufgehobenheit in der Form des Vorstellens oder Denkens aufheben.

1. Die absolute Nichtigkeit in reiner Theorie

So ist in „Strophe“ Gewalt, in „Gospel“ Nichtigkeit bzw. Nichts als absolut gebildet. Beide Gedichte thematisieren also, was in Kapitel II3 exemplarisch zur Sprache gebracht worden ist. So wenig aber „Gospel“ die Moralität ist, sich in das absolute Nichts zu fügen (vgl. II3 „Dezember“) oder nicht zu fügen, so wenig auch „Strophe“ die, sich bejahend oder verneinend (vgl. II3 „Tröstung“) zur absoluten Gewalt zu verhalten. Sie sind aber auch nicht weder die Sprache des Augenblicks, da das Ich Gewalt bzw. Nichts im einzelnen erfährt (als absolut ‚erfährt‘), noch die Sprache der Vergegenwärtigung oder Abbildung eines solchen Augenblicks. Sondern das Ich zeigt sich, sowohl in „Strophe“ wie in „Gospel“, ganz in Theorie aufzugehen: im Abbilden der absoluten Bestimmtheit des Ganzen. So ist „Strophe“ die (allegorische) Bildung eines *vergangenen*, in seiner Episodik zugleich für das Ganze symptomatischen, Geschehnisses, dessen Verlauf von *thesenhafter Durchsichtigkeit* ist: die ‚These‘ der Gewalt – Satz eins –, welche offensichtlich ‚unwiderlegbar‘ ist – Satz zwei –, bleibt in der Tat ‚unwiderlegt‘ und wird

¹ Insofern nicht in allen der in Kapitel II erörterten Reden sichtbar wird, was als handlungsbestimmend nicht zugelassen wird, mag ein Schein entstehen, es sei keine Selbstbeschränkung. Jedoch wird die Moralität, wird Selbstbeschränkung darin sichtbar, daß die Sprache als ein praktisches Handeln *unterwegs* ist zu einem (mehr-minder) *nur gedachten*, jedenfalls nicht vom Gesamtich bestimmten, Ziel.

noch durch eine zweite, im weiteren Sinn analoge, ‚These‘ bestätigt – Satz drei.

Ebenso ist die Sprache , „Gospels“ ‘ rein theoretisch: das Ich bildet, d. h. hier formuliert in einem sei es auf Anschaulichkeiten zurückgreifenden, sei es zum Teil noch in ihnen befangenen Denken, was sich ihm als das absolut Allgemeine seiner Erfahrung nahegelegt hat, als Sachverhalt eines ‚Grund-Satzes‘ (Str.1; dann auch Str.5,7,9,11). Aus diesem Grundsatz wird die Beschaffenheit des Endlichen ‚abgeleitet‘ (Str.2 und auch 12) und ‚exemplarisch‘ genannt bzw. bestimmt (Str.3,4,6,8,10). Wenn im Zusammenhang mit einigen der Exempel die Moralität aufzutreten scheint, sich dem in jenem Sachverhalt wesentlich bestimmten Gott gläubig anzuvertrauen, so besagt die Erste Person Präsens Indikativ hier nicht ihr Sichvollziehen, sondern thematisiert sie als gewöhnliches (allgemeines) Bestehen. Insofern diese Thematisierung die Moralität in ihrer Bewußtlosigkeit zeigt, Gott gerade in jener seiner wesentlichen Bestimmtheit (dem Nichts – der „Schwärze“) nicht zu kennen, könnte nun *sie*, die Thematisierung, als sich vollziehende Moralität, nämlich der Aufklärung, genommen werden. Doch nicht ein ‚nicht...‘, sondern... beherrscht hier die Sprache, nicht ein expliziter Gegen-Satz der Wahrheit gegen die Unwahrheit, sondern eine Gelassenheit, welche jenen Glauben scheinbar affirmativ zur Darstellung bringt und sich damit begnügt, seine Unwahrheit an sich als Unwahrheit sehen zu lassen. Dies daß die Unwahrheit nur implizit als Unwahrheit gesetzt ist, kann aber deswegen nicht als provokative Untertreibung angesehen werden, weil das, was dem Ich hier das Wahre ist, in keiner Weise die Wesentlichkeit des Einzelgeists, seines Handelns, impliziert. Jene Gelassenheit sollte nicht als angenommen, sondern als ursprünglich erkannt werden, nämlich als gründend in der Einsicht in die Unwesentlichkeit des Einzelgeists, also auch einer Moralität. – Oder ist es eben die Einseitigkeit, das Absolute als Nichts zu bestimmen, welche provozieren soll? Verkehrt¹ das Ich bewußt, was *ihm* absolut *vorgekommen* ist, in *die* wesentliche Bestimmtheit *des* Absoluten, um die Doxa des Glaubens, gerade insofern es sich selbst auch nicht von ihr ausnehmen kann, so kräftig wie möglich zu erschüttern? Es ist jedoch nicht zu entscheiden, ob eine beabsichtigte Provokation, also Moralität statthat oder ob der Schein des Provokativen, der aus jener Verkehrung resultiert, deren Verkehrtheit bereits am Faktum der ruhigen Theorie, des ruhigen Verkehrs offensichtlich werden muß, in Wahrheit nur der Gedankenlosigkeit ent-

¹ Der Sache nach ist dies Verkehren bereits anläßlich von „Tröstung“ und „Dezember“ thematisch gewesen. Dort mußte es allerdings jedenfalls beanstandet werden, da keine Möglichkeit sichtbar war, von einem Bewußtsein seiner Verkehrtheit zu sprechen. Dies gilt auch für „Strophe“. – In „Strophe“ ist das Verkehren insofern modifiziert, als das Absolute nicht Gewalt *sein*, sondern ihr *unterworfen* sein soll (vgl. aber bereits II3 „Tröstung“ Str. 6).

LEBENS LAUF

Ich, Rainer Lambrecht, wurde am 15.10.1945 in Berlin geboren als Sohn des kaufmännischen Angestellten Ernst Lambrecht und seiner Ehefrau Charlotte, geb. Peukert. Mein Vater kam noch im selben Jahr bei einem Unfall ums Leben.

Von 1952 an besuchte ich in Berlin und München (wohin ich 1962 mit meiner Mutter übersiedelt war) Grundschule, Lateinschule und die altsprachliche Abteilung des Gymnasiums. Mein Abitur bestand ich 1965.

Im selben Jahr begann ich ein Studium der Germanistik und Kunstgeschichte an der Freien Universität Berlin. 1968 wechselte ich zur Universität Zürich über, wo ich zusätzlich Philosophie belegte. Von 1972 bis 1976 war ich nebenbei Halbassistent am Deutschen Seminar der Universität Zürich. Mit der vorliegenden Arbeit promovierte ich 1977 bei Professor Wolfgang Binder.

